

Vom Verdingkind zum Hundeflüsterer

Artikel von Carmen Roshard über Heini Meier, ehemaliges Verdingkind, später bekannter Hundexperte, im Tages-Anzeiger, Zürich, vom 19. Oktober 2012, mit 10 Kommentaren

URL: <http://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/region/Vom-Verdingkind-zum-Hundefluesterer/story/31265514>

Stand: 20. Oktober 2012

Tages-Anzeiger

Vom Verdingkind zum Hundeflüsterer

Von Carmen Roshard. Aktualisiert am 19.10.2012 [10 Kommentare](#)

Heini Meier, Sohn einer Zürcher Unterländer Bauernfamilie, nutzte seine düstere Vergangenheit für eine aussergewöhnliche Karriere als Tierkommunikator und Trainer.



Station einer traurigen Kindheit: Heini Meier im alten Dorfkern von Neerach.

Bild: Sophie Stieger

Heini Meier geht nicht durch die Vordertür in sein Haus. Er geht durchs Tenn – wie er es gelernt hat. An der Haustür hatte Heini als Kind nichts zu suchen. Auch Geburtstage und Weihnachten kannte der Verdingbub nicht. Recht und Gerechtigkeit waren unbekannte Wörter, kein Thema, mit dem sich je eine seiner Pflegefamilien in Wasen, Schleinikon oder Neerach auseinandergesetzt hätte.

Heini Meier ist gross, kräftig, und sein grauer Wuschelkopf verleiht ihm etwas Spitzbübisches, Jugendliches. Den wachen hellblauen Augen, die neugierig durch die Brillengläser blicken, entgeht nichts – jedenfalls nichts Wichtiges. Die Narben an seiner Seele sind im freundlichen Gesicht nicht zu erkennen.

Bei sieben Pflegefamilien

Heini Meier war viereinhalbjährig, als er zusammen mit zwei älteren Geschwistern den elterlichen Waidhof in Dällikon im Zürcher Unterland verlassen musste. Die Vormundschaftsbehörde hatte es so gewollt, nachdem der Vater den Hof an den Gemeindepräsidenten verloren hatte.

«Gemeindepräsidenten», sagt Heini Meier heute nüchtern, «waren damals kleine Könige.» So kam es, dass die drei jüngsten der acht Kinder der Bauernfamilie Meier ihren Lebensunterhalt fortan mit harter Arbeit selbst verdienen mussten.

Zehn Jahre sollte Heinis Martyrium dauern. Zu sieben Pflegefamilien hat man ihn während dieser Zeit verfrachtet, bis er mit fast fünfzehn Jahren von seinem Vater wieder nach Hause geholt wurde.

Alles begann mit einer Lüge. In freudiger Hoffnung, sie würden in die Ferien fahren, stiegen Heini und seine Schwester Marie kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges in den grossen Lastwagen ein, der sie abholte. Keines der Kinder ahnte, dass diese «Ferien» ihr ganzes Leben prägen würden.

Einen Sommer lang angekettet

An den ersten Morgen in der neuen Familie erinnert sich Heini Meier bis heute: Die Kinder kamen spätabends an. In der Nacht musste Heini dringend auf die Toilette, fand den Lichtschalter aber nicht. In der Not urinierte der Bub in einen seiner Schuhe. Seine Pflegemutter spritzte den Buben zur Strafe mit kaltem Wasser ab. Die Pflegeeltern musste Heini mit «Sie» ansprechen, und zum Wohnzimmer hatte er keinen Zutritt. Erst dreissig Jahre später betrat Heini Meier die Stube zum ersten Mal. Die einstige Pflegemutter reagierte verlegen, bekam einen roten Kopf und murmelte etwas von wirtschaftlichen Nöten. Der Besuch dauerte fünf Minuten.

Heinis Lage verschlimmerte sich, als die eineinhalb Jahre ältere Marie in die erste Klasse kam. Damit niemand auf den Buben aufpassen musste, band man ihn einen Sommer lang an eine Hundelaufkette. «Immerhin ermöglichte diese Kette etwas Bewegungsfreiheit», erinnert sich Heini Müller. Hatte Marie schulfrei oder es war Wochenende, sperrte man die Kinder in den Hühnerhof, wo Läuse über sie herfielen. Weil das Geld kaum zur Ernährung der beiden Kinder reichte, mussten sie bald fort. Heini war fünf Jahre alt, als man ihm und Marie ein Stück Papier um den Hals band mit der Adresse der nächsten Pflegefamilie. Mit einem Bündel in der Hand schickte man sie auf den Weg.

Die Mutter nicht mehr erkannt

In der Schule gab es anfangs viele «Ausschimpfungen», weil Heini nicht auf die Linien im Heft schrieb. Erst spät merkte ein Lehrer, dass der Bub die Linien nicht sehen konnte. Der Dorfpfarrer schenkte ihm eine Brille, die bald kaputtgehen sollte und – mit nur noch einem Bügel und nur einem Glas – zu Heinis Markenzeichen wurde.

Die Mitschüler hänselten ihn Tag für Tag. Wegen seiner Brille, die in die Dreschmaschine geraten war, wegen seiner viel zu grossen, zerrissenen Männerkleider, die er tragen musste. Und weil er nach Stall roch. Dann, eines Nachmittags, passierte etwas noch viel Schlimmeres. Erstklässler Heini war gerade beim Heuen am Bahnübergang, als ein Zug das weitherum bekannte «Zigermannli» samt Dreiradvelo und Dackel erfasste. Die Gliedmassen des Verunglückten lagen verstreut auf der Heuwiese. Als die Polizei eintraf, half Heini, Arme, Kopf und andere Teile des Opfers aufzulesen. Heini war mit dieser tragischen Situation allein, Besuche der leiblichen Eltern waren streng verboten. Ein einziges Mal in all den Jahren als Verdingbub besuchte ihn seine Mutter trotzdem. Doch Heini erkannte sie nicht mehr.

Am dritten Pflegeplatz nahm man Heini den einzigen Halt, der ihm geblieben war: seine ältere Schwester Marie. Sie kam ins Obere Gibisnüt, einen Hof oberhalb von Stadel. Vom Schulhaus aus konnte er den Hof erkennen, doch es vergingen Jahre, bis er Marie wiedersah.

Das Plätschern des Brunnens

Die Arbeit war hart. Im Spätherbst musste Heini in kurzen Hosen und barfuss Rüben aus dem Boden ziehen. Abends war sein kleiner Körper blau vor Kälte, sodass er sich die ganze Nacht nicht aufwärmte. Wenn die Bauersleute Besuch bekamen, hatte Heini die Wahl, im beissenden Heu oder im kalten Stroh zu liegen. Oft lag er nachts wach und litt unter Heimweh, während draussen der Brunnen plätscherte. Noch heute hasst er dieses Geräusch.

Das Leben als Verdingkind versetzte Heini in eine tiefe Unsicherheit, ein Gefühl, von niemandem geliebt zu werden. So suchte der Junge Zuflucht bei den Tieren. Es entstand eine fast «magische Verbundenheit», und er entwickelte schnell eine aussergewöhnliche Fähigkeit, mit ihnen umzugehen. Bald gelang es ihm, praktisch jedes Tier zu zähmen und eine Beziehung zu ihm aufzubauen.

Die Bauernhunde seien oft wegen Ungehorsams mit einem Strick um den Hals «zwischen zwei Radspeichen fixiert und abgeknallt» worden, erzählt Heini Meier. Mit dreizehn Jahren kaufte er sich einen eigenen Freund, einen Schäfermischling. Doch kurze Zeit später, beim nächsten Pflegefamilienwechsel, musste er Fido zurücklassen. Regelmässig besuchte er ihn heimlich. Nach einem dieser Besuche verlor Heini seine Jacke im Wald. Drei Tage später fand man Fido auf Heinis Jacke liegen. Weil die Bauern vermuteten, der Hund habe gewildert, erschossen sie ihn.

Ein genauer Beobachter

Die körperliche Arbeit hat den Verdingbuben früh stark gemacht, doch seelisch blieb er labil. Er besass nicht den Biss, um sich nach jedem «Halterwechsel» bei den neuen Mitschülern durchzusetzen. Auf dem Schulweg und in den Pausen wurde er ständig angepöbelt. Um diesem Ungemach zu entfliehen, verdrückte sich der Verdingbub in den Pausen in eine Ecke und studierte seine Kameraden von fern. So wusste er bald über jeden Einzelnen besser Bescheid als die Beobachteten selbst. Immer präziser konnte er die Handlungen seiner Mitschüler voraussagen und ihre Beziehungen untereinander einschätzen. «Hier», sagt Heini Meier heute, «entwickelte sich mein Feingefühl, das für meinen späteren Beruf sehr hilfreich war.»

Seine besten Freunde blieben ihm die Tiere. Immer wieder fand Heini Gelegenheit, sie zu beobachten: die junge Fuchsfamilie, für die er aus dem Hühnerstall Eier stahl, oder die junge Krähe, die er im Nest zwischen Brombeerstauden fand und heimlich mit Hühnerfutter grosszog, was das Zähmen einfach machte.

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier ist für Heini Meier heute noch das allerhöchste Gut. Ihr ehrliches, unverfälschtes Verhalten beeindruckte ihn schon als Verdingkind derart, dass er sich nicht als grosszügiger Futterspender fühlte. Die Tiere gehorchten ihm aus Zuneigung, auch wenn er manchmal ein wenig nachhelfen musste.

Der Familie entfremdet

Nach zehn Jahren durfte der Vater alle drei Kinder wieder nach Hause nehmen – mittlerweile wohnte der Rest der Familie in Ettenhausen bei Wetzikon. Die drei Jugendlichen konnten sich nicht mehr in die Familie einfügen. Sie waren erneut Aussenseiter, wie sie es die letzten zehn Jahre gewesen waren. Mit 16 zog er aus. Seine Passion für Tiere wurde für ihn immer wichtiger. Anfangs kümmerte er sich um Hunde, die eingeschläfert werden sollten. Er studierte ihr Verhalten und entwickelte im Laufe der Zeit eine eigene, mittlerweile sehr erfolgreiche Methode, «Hund und Besitzer so aufeinander abzustimmen, dass ein Zusammenleben angenehm oder überhaupt erst möglich ist».

Heini Meier hat sich mit seiner Geschichte versöhnt. Er sieht darin sogar etwas Positives: «Meine Verdingbub-Vergangenheit ist wohl der Grund, weshalb ich anders denke und anders bin. Ich habe ein anderes Gefühl für Menschen – und auch für Tiere.»

Der Mann, der mit den Hunden spricht

Heini Meier (70) hat in den letzten 40 Jahren mit über 35'000 Hunden und ihren Haltern gearbeitet und Hunderte der Vierbeiner vor dem Einschlafen gerettet. Aus ganz Europa, aus den USA und besonders aus Deutschland bitten ihn Hundebesitzerinnen und -besitzer um Hilfe. In den 90er-Jahren wurden in Deutschland zwei Fernsehfilme gedreht: «Der mit den Hunden spricht» und «Der Hundeflüsterer». TV-Auftritte im ZDF, bei RTL, Sat 1 und im Schweizer Fernsehen machten ihn europaweit bekannt. Als Hundepsychologe bekommt er beste Noten aus der ganzen Welt. Viele seiner öffentlichen Auftritte beginnt der Hundetrainer mit den Worten: «Der Hund bleibt selbst im Sturme treu, der Mensch nicht mal im Winde.» Sein Buch «Menschenkunde für Hunde – Hundekunde für Menschen» enthält viele Erziehungs- und Haltungstipps sowie Erfahrungsberichte aus seiner langjährigen Arbeit mit Hunden.

Zehn Jahre seiner Kindheit verbrachte Heini Meier als Verdingbubin Bauernfamilien im Zürcher Unterland. Erst vor zwölf Jahren hat er begonnen, diese einschneidende Zeit zu verarbeiten. Heute, erzählt er, habe er diese schwere Zeit in seinem Leben überwunden. Mit den Narben, die übrig geblieben sind, kann er gut leben. Er sagt, dass ihn seine Vergangenheit zum Hundepsychologen habe werden lassen. Heini Meier war zweimal verheiratet, hat vier erwachsene Kinder und lebt mit seiner jetzigen Familie in Altikon im Kanton Zürich. (roc)

(Tages-Anzeiger)

Erstellt: 19.10.2012, 10:59 Uhr

Kommentare

Rosmarie Lefebvre

13:50 Uhr

god bless you.es ist fast nicht zum glauben so eine schlimme traurige kindheit zu erleben.aber wie sie geschrieben haben das ist die ganze wahrheit,den die hunden die geben einem liebe und haben und haben immer freude sich in der nahe zu bleiben,und auch wenn man traurig ist zeigen sie immer und wollen einem die liebe zeigen,und das ist ein grosser trost fur alle kindern wuensche ihnen gluck love

Eugen Fischer

10:01 Uhr

Schuldige Opfer der Vergangenheit und heute noch nicht deren ausgearbeitet. So etwa könnten man die Verwaltungen und die Politik bezeichnen, denn der Vergangenheit will man einfach keinen Wert beimessen!

Rolf Raess

19.10.2012, 23:11 Uhr

Wir Schweizer sollten uns etwas zurückhalten, wenn von Kinderarbeit (z.B. in China) gesprochen wird. Kinderarbeit ist eines – Kinderschänden (körperlich und seelisch) noch etwas anderes...wobei hier staatliche Stellen mit der "ProJuventute" bis 1974 (!) Nazi-Methoden an Kindern ausführten. Es

lohnt den Film:«der Verdingbub» zu sehen oder den Kopf wieder in den Sand zu stecken!
Bauernsubventionen...lol

K. Baumann

19.10.2012, 19:06 Uhr

Heini Meier ist ein ganz feiner Mensch, einzigartig ist, wie er sich mit Tieren versteht und die Tiere versteht.

Walter Egolf

19.10.2012, 16:59 Uhr

Salü Heiri

Ich ging mit Heiri Meier, so heisst er eigentlich, zusammen mit vielen andern im Bachtelschulhaus in Wetzikon in die 6. Klasse. Beide sind wir in Ettenhausen aufgewachsen. Dass die Familie Meier sehr arm war wussten wir alle, dass Heiri immer einen Hund hatte auch, ebenfalls wussten wir dass er den Hund nur etwa 6 Monate behalten durfte , weil dann die Hundesteuer fällig wurde.

Urs Dudli

19.10.2012, 14:17 Uhr

Immer wieder lese ich solche Verding-Geschichten, immer wieder treibt es mir Tränen der Ohnmacht in die Augen. Und immer wieder bin ich beeindruckt von der Stärke dieser Persönlichkeiten. Man kann es einfach nicht glauben, wie primitiv die Schweiz(er) noch vor 50 Jahren waren. Dafür sind heute viele verweichlicht und labil. Sehr eindrücklich!

Rolf Raess

19.10.2012, 23:19 Uhr

Nicht vor 50 Jahren Herr Dudli. Bis 1974 wurden diese Kinder mit Nazimethoden von der Pro Juventute (Chef: A. Siegfried) und vielen Behörden + Polizeien misshandelt. Es gibt auch keine Statistik über die Kinder-(Selbst)-Morde, wie es in einem Rechtsstaat üblich wäre.

Von Entschädigung für Überlebende keine Rede... Es lohnt den Film: «der Verdingbub» anzusehen.

Daniel Summerer

19.10.2012, 20:30 Uhr

Herr Dudli, nicht nur vor 50 Jahren waren wir primitiv! Wir sind es nach wie vor. Nur, dass es nicht mehr unsere Verdingkinder sind, sondern Prostituierte, welche durch Menschenhandel in die CH gebracht werden, oder Asylbewerber die wir behandeln wie den letzten Dreck. Die Art der Primitivität verändert sich, nicht aber die Primitivität selbst.

Daniela Hauser

19.10.2012, 14:00 Uhr

Man sollte sich generell mehr Zeit nehmen. Für die Geschichten der Menschen, für die Geschichten der Tiere. - Sich selber manchmal ein wenig zurücknehmen.

Ich habe einiges gelernt von Heini Meier und betrachte Menschen, sowie Hunde heute etwas differenzierter. Falsch verstandene Tierliebe richtet oft mehr Schaden an als sie nützt.

Mit diesem Hintergrund darf sich jemand durchaus "gross" fühlen.

Leo Berger

19.10.2012, 11:21 Uhr

...schmerzhaft, unvorstellbar, erschreckend. und sehr schön zu lesen, dass Herr Meier in seinem Elend trotzdem diesen Weg gefunden hat. Danke für diesen Beitrag.